

Leben im Schatten der Koka-Pflanze

Kolumbiens Kleinbauern werden mit Repression überzogen, die versprochenen Einkommensalternativen bleiben aus

Der kolumbianische Bundesstaat Putumayo an der Grenze zu Ecuador ist eine Hochburg der FARC-Guerilla, weswegen sich die Bevölkerung militärischer und paramilitärischer Gewalt ausgesetzt sieht.

Von David Graaff

Das »Zauberstäbchen« der Kokabauern vom Putumayo-Fluss ist ein vier Meter langer Bambusstamm und bewirkt Wunderbares. Mit ihm blockieren sie eine staubige Schotterpiste, über die sonst im Minutentakt mit Rohöl beladene Lkw ächzen. Kommt das »Zauberstäbchen« zum Einsatz, ist der Förderbetrieb erheblich gestört und flugs zeigen sich das Erdölunternehmen, Regierungs- und Behördenvertreter dialogbereit. Es ist ein drastisches, aber effizientes Mittel, um sich Gehör zu verschaffen. Das Ausreißen ihrer Kokapflanzen durch die Polizei, Schikanen der Militärs, die Verschmutzung von Wasserquellen durch die Erdölfirma, nicht eingehaltene Zusagen zur Gesundheitsversorgung: Die Liste der Bauern ist lang.

Vor einigen Tagen kam der Zauberstab wieder einmal zum Einsatz und nun sitzen sie alle in der feuchtheißen Luft unter einem Wellblechdach und diskutieren: ein Vertreter

»Der Kokaanbau hat unsere kleinbäuerliche Identität zerstört und uns zu Konsumenten gemacht, die Grundnahrungsmittel im Supermarkt einkaufen, statt sie selbst anzubauen.«

Jani Silva, Kleinbauer

des Innenministeriums, jemand von der Nationalen Agentur für fossile Brennstoffe, der Beauftragte der Umweltbehörde, drei Angestellte des Erdölunternehmens für soziale Fragen, der Bürgermeister, die Bauern und zu deren Unterstützung Vertreter von Menschenrechtsorganisationen. Immer dann, wenn einer der Lkw lautstark vorbeidonnert, bricht das Gespräch kurz ab. »Um geeignete Bedingungen für dieses Treffen zu garantieren, schlage ich vor, den Verkehr für die Dauer unserer Zusammenkunft zu unterbrechen«, schlägt einer der Bauern mit einem spitzbübischen Lächeln vor. »Auf gar keinen Fall!«, antwortet der Gesandte der Erdölfirma aufbrausend, dessen Bemühung um Contenance ihm den langen Tag über deutlich anzusehen ist.

Die stundenlange Diskussion ist so wie das Klima hier im Dschungel des Putumayo nahe der Grenze zu Ecuador: hitzig, zäh, schweißtreibend. Es geht um Umweltkontrollen, Einsatz mobiler Ärzteteams und die Militärpräsenz, aber auch darum, dass die Erdölfirma kaum Menschen aus den Weilern anstellt, in deren Gebiet sie operiert. Die gegenseitige Skepsis ist groß. Denn hier stehen sich nicht nur studierte Hemdenträger mit Gummistiefeln beschuhten Bauern gegenüber. Hier trifft jenes »moderne« Kolumbien, mit seinem auf Ausbeutung von Primärressourcen basierenden Wirtschaftsmodell auf die kleinbäuerliche Lebensweise, der zeitgenössische Nationalstaat neoliberaler Prägung auf die Forderung nach sozialstaatlichen Maßnahmen.

Das Misstrauen der Bauern sitzt tief. Denn jahrzehntelang hat sich bei ihnen kaum jemand blicken lassen. Angezogen vom Kokaboom, drängten die Siedler seit den 70er-Jahren aus der Andenregion hinab ins nahezu unbewohnte amazonische Tiefland. Hinter ihnen kam die Guerilla und ersetzte den Staat, stellte Regeln auf, schlichtete Streitigkeiten.

Anfang des neuen Jahrtausends kam das Militär und bekämpfte im Rahmen des »Plan Colombia« die als »Narco-Terroristen« bezeichnete FARC-Guerilla. Auf die Soldaten folgten die Erdölunternehmen. Doch auf den damit einhergehenden versprochenen Fortschritt und soziale Investitionen warten die Bauern bis heute. Statt staatlicher Unterstützung wur-



Gilberto rupft die Blätter von den Sträuchern, um sie danach ins Labor zu bringen.

Foto: David Graaff

den sie als »Guerilleros« stigmatisiert, statt mit Schulen und Gesundheitsversorgung wurden sie mit dem Ausreißen und Besprühen jener Sträucher bedacht, mit deren Ertrag sie ihre Familien ernährten und ihre Kinder zur Schule schickten, aber aus deren Blättern auch jenes weiße Pulver gewonnen wird, das im globalen Norden geschmuppelt, besungen und oft kultisch verehrt wird: Kokain.

In Produktionsländern wie Kolumbien wirkt das weltweite Kokain-Geschäft mit einem Umsatz von ge-

schätzt 80 Milliarden Dollar wie Brandbeschleuniger auf bewaffnete Konflikte, befördert Korruption und zerstört Kulturen und Ökosysteme. Am Beginn der Produktionskette stehen Leute wie Gilberto, Hugo und Javier. Auf einer schwer zugänglichen Plantage an einem Zufluss des Río Putumayo verarbeiten sie die Kokablätter zu Kokapaste.

Gilberto rupft die goldgrünen Blätter von den Sträuchern und trägt sie in ein »Labor«, ein Verschlag aus Holzstämmen und Plastikplanen, in

dem es nach Benzin, Schweiß und Kokain riecht. Hier bestreut Hugo die Blätter mit Zement und zerhackt sie mit einem Handmäher. Javier gewinnt mit Benzin, Pflanzenschutzmittel und Schwefelsäure jene graue klebrige Masse, die sie bei der nächsten Gelegenheit an Händler weiterverkaufen. Das Kilo zu rund 500 Euro. »Reich werden wir damit nicht«, sagt Gilberto und seine Mitstreiter nicken. »Schau dir unsere Hütten doch an«. Er weist auf ein mit Brettern zusammengenageltes Holzhaus.

Die Kokabauern sind das ökonomisch und sozial schwächste Glied in der Produktionskette des Kokains. Die großen Gewinnmargen streichen die Händler ein, die das Endprodukt, Kokain-Chlorhydrat, weiterverkaufen. Die Repressalien aber, das Ausreißen der Sträucher durch die Anti-Drogen-Einheiten der Polizei und die hoch umstrittenen Besprühungen der Pflanzungen mit Glyphosat und die Stigmatisierung als Guerilla-Unterstützer, darunter leiden zuerst die Bauern.

Wenn die Bauern am Ende des Arbeitstages auf dem Río Putumayo nach Hause zu ihren Fincas fahren, sehen sie am rechten Ufer, dass Strommasten die Häuser mit Elektrizität versorgen. Das ist Ecuador. Die Männer im Labor sind sich einig: Das Koka ist eine Pflanze wie jede andere auch. Sie würden sie durch legale Pflanzungen ersetzen, doch sie brauchen »Garantien«, wie sie sagen. Damit sind feste Zusagen gemeint, dass die Bauern ihre Anbauprodukte auch gewinnbringend verkaufen können. Die Preise für Agrarprodukte sind schwankend und Maßnahmen wie feste Preise oder Abnahmegarantien gibt es nicht. Zudem ist der Transport in die Stadt sehr kostspielig. Der Preis für Koka-Paste hingegen ist relativ konstant und die Ware passt im Gegensatz zu einer Bananenstaude, Panama oder Reis in eine kleine Tasche. Die Händler, unter Erlaubnis und Besteuerung der örtlichen Guerilla-Einheit, holen die Ware quasi an der Haustür ab. Ohnehin: die Guerilla. Seit Jahrzehnten kontrollieren die Revolutionären Bewaffneten Streitkräfte Kolumbiens (FARC) das Gebiet.

Die Kokasiedler selbst sind keine Guerilleros, doch sie haben mehr Vertrauen in die Aufständischen als in den Staat. Die Guerilla hat die Siedler über Jahrzehnte vor dem meist nur repressiven Staat beschützt und ihnen Konstanz garantiert. Kritische Worte über die »Organisation«, wie die FARC hier heißen, sind kaum zu hören.

Was wird geschehen, wenn die Guerilla sich in absehbarer Zeit demobilisiert? Darüber macht sich Jani Silva von der Kleinbauernorganisation ADISPA Gedanken. Sie sitzt an einem viel zu kleinen Schreibtisch im Wohnzimmer ihres Hauses in der Kleinstadt Puerto Asis. »Das Dorf«, wie es Jani nennt, hat rund 60 000 Einwohner und seine junge Geschichte ist eng mit dem Kokaboom verbunden. Koka hat die Stadt aufgebaut und prägt sie bis heute. Luxuriöse Shopping-Malls sucht man hier vergebens, dafür wimmelt es von Einzelhandelsgeschäften für die kaufkräftige Kundschaft. Straßenbeleuchtung, ein Abwassersystem oder asphaltierte Straßen aber gibt es nur im Zentrum.

»Der Kokaanbau«, sagt Silva, »hat unsere kleinbäuerliche Identität zerstört und uns zu Konsumenten gemacht, die Grundnahrungsmittel im Supermarkt einkaufen, statt sie selbst anzubauen.« In der anstehenden Post-Konflikt-Phase sei es wichtig, so Silva, dass die Menschen selbst entscheiden könnten, wie sie in ihren Gebieten leben und wirtschaften wollen. »Wir bestimmen, was in unserem Territorium geschieht«, sagt die 53-Jährige. Wenn die Guerilla die Waffen niederlege, dann liege der zivile Kampf um die soziale und wirtschaftliche Zukunft der Region allein auf den Schultern der sozialen Organisationen, auf dem organisierten Kleinbauernumtum.

Mit ihrer Organisation setzt Silva sich für die Schaffung einer sogenannten kleinbäuerlichen Schutzzone ein. Diese soll ermöglichen, dass die Menschen wieder als »campesinos« leben und dank nachhaltiger Landwirtschaft ihre Kultur und Identität wiedererlangen können. Doch der Investitionsdruck auf die an fruchtbaren Böden, Wasser und Erdöl reiche Region wird hoch sein. Und die Kontrolle über den Kokainhandel werden andere Akteure von den FARC übernehmen wollen. »Deshalb müssen wir als soziale Organisation stark sein und kontrollieren, wer unser Gebiet betritt und wer nicht, aber ohne Waffen«, sagt Silva. Das »Zauberstäbchen« wird wohl noch öfters zum Einsatz kommen.

Rückkehr an die Spitze

Weltrogenreport listet Kolumbien als Nummer eins in der Kokaproduktion

Kolumbien hat wieder einmal die Führung übernommen. Nach Jahren des Rückgangs war das Land laut des vor wenigen Tagen vorgestellten Weltrogenreports der Vereinten Nationen 2015 jenes mit den meisten Koka-Anbauflächen (96 000 Hektar) und der höchsten Kokainproduktion (646 Tonnen) der Welt. Die Gründe für



den Anstieg der Pflanzungen von fast 40 Prozent sind nach Angaben des Büros der Vereinten Nationen für Drogen- und Verbrechensbekämpfung (UNODC) das Wetterphänomen El Niño, ein allgemeiner Preisanstieg auf dem Weltmarkt und das Aussetzen der umstrittenen Besprühungen der Pflanzungen mit Glyphosat aus der Luft.

Der Direktor des UNODC, Bo Mathiasen, sagte in Bogotá, solange die strukturellen Probleme auf dem kolumbianischen Land fortbeständen, sei der Kokaanbau für die Bauern eine Alternative. Diese strukturellen Probleme – fehlende wirtschaftliche Alternativen und staatliche Unterstützung, ungleiche Besitzverhältnisse von Land und schlechte Infrastruktur – sind lange bekannt und Gründe dafür, warum bisherige Bemühungen, die Bauern zur Abkehr vom Kokaanbau zu bewegen, gescheitert sind.

Alles anders machen will die Regierung nun im Rahmen des Friedensprozesses mit der FARC-Guerilla, dessen erfolgreicher Abschluss kurz bevorsteht. In einem Teilabkommen haben beide Seiten vereinbart, dass die Bauern ihre Kokapflanzungen Schritt für Schritt selbst reduzieren und durch legale Pflanzungen wie Kakao, Pfeffer oder Ölpalmen ersetzen. Dafür sollen sie über einen festgelegten Zeitraum finanzielle Unterstützung durch die Behörden erhalten und die Guerilleros sie beim Ausreißen der Pflanzungen unterstützen.

Ein entsprechendes Pilotprojekt starteten der Regierungsbeauftragte für die Post-Konflikt-Phase, Rafael Pardo und Guerilla-Kommandeur Félix Muñoz bereits vor wenigen Wochen im Nordwesten Kolumbiens. Experten befürchten allerdings, dass einzelne FARC-Einheiten, die sich aus der Beteiligung am Drogenhandel finanzieren, aus dem Friedensprozess aussteigen und das Substitutionsprogramm boykottieren könnten. Mitglieder einer FARC-Einheit im Osten des Landes hatten kürzlich öffentlich erklärt, sie würden sich nicht an der bald anstehenden Demobilisierung beteiligen. dgr



Hugo köchelt: Rund 500 Euro gibt es für ein Kilo der klebrigen Kokapaste.

Foto: David Graaff